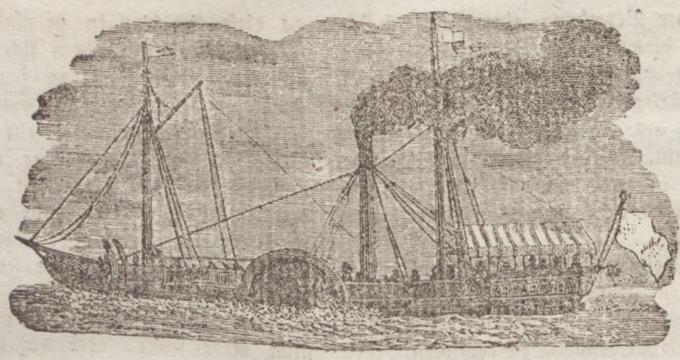
№ 17.

Donnerstag,
am 9. Februar
1837.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie,
Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Aberglaube der Neuseeländer.

Nach dem Bericht eines Missionairs.

Der Aberglaube vertritt die Stelle der innern und äußern Heilkunde, und die Aerzte auf Neuseeland sind durchgängig Betrüger, welche das Volk mit sinnlosen und schädlichen Gebräuchen täuschen. Hat Jemand Schmerzen in irgend einem Theile des Körpers, so muß er auf dem Boden niederliegen, und ein starker Mann tritt so lange auf ihm herum, bis er glaubt, daß der Schmerz vergangen sei. Eine Wunde wird immer mit einem Stein aufgerissen und zerschlagen, um starkes Bluten zu veranlassen und sodann über den Rauch eines Feuers gehalten. Beulen werden aufgedrückt, ehe sie reif sind, und der Kranke jämmerlich dadurch gemartert. Es ist, soviel ich weiß, nur ein Mittel, das sie anzuwenden pflegen, nämlich die Wurzel vom Flachsstengel, die zu einem Brei gestoßen und warm aufgelegt wird. Bei allen innern Krankheiten legt sich der Kranke nieder, schickt zu einem Priester, verzweifelt und stirbt.

Auf Träume wird in diesem Lande ein großer Werth gelegt, und sie üben einen mächtigen Einfluß auf die Leute aus. Soll irgend etwas von Bedeutung unternommen werden, so darf man gewiß sein, daß ein altes Weib darüber geträumt hat, und den Traum auf eine Weise deutet, wie es ihren Wünschen angemessen ist. Nicht selten wird in tiefer Mitternacht ein ganzes Dorf in große Verwirrung gesetzt durch das Geschrei von ein paar alten Weibern, welche behaupten, sie hätten mitten im Dorfe den Kopf ihres Häuptlings auf einem Pfahl stecken gesehen. Ein Jeder glaubt nun, daß der Mann todt, oder in großer Lebensgefahr sein müsse, und Alle eilen nach der Stelle hin, wo er sich befinden mag, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen. Nach Allem ist das Ganze eine Posse, indem die alten Weiber berathschlagt haben, wie sie am besten ihre in den Krieg gezogene Söhne und Freunde wieder nach Hause bringen mögen. Neben den Träumen spielt auch die Wahrsagerkunst ihre Rolle, besonders wenn es darum zu thun ist, einen Raubzug zu machen, und ein Dorf feindlich zu überfallen. Das Geschrei der Vögel hat dabei die größte Wichtigkeit.

Sollte während einer Berathung eine Eule sich hören lassen, so wäre dies ein sehr schlimmes Zeichen; wenn hingegen ein Habicht über die Köpfe derer wegfliegt, die im Kriegsrathe sitzen, so ist an dem glücklichsten Erfolge des Kriegszugs nicht mehr im mindesten zu zweifeln. Girrt gerade eine Taube, wenn ein Knäblein geboren wird, so darf man gewiß sein, daß das Kind in seinem Mannsalter große Thaten verrichten wird.

Noch findet ein eigenthümlicher Gebrauch, das Schicksal zu Rathe zu ziehen, unter den Neuseeländern statt, wenn es darauf ankommt, einen Feldzug gegen einen entfernten Volksstamm zu beginnen. Der jüngste Sohn einer Familie, in welcher alle Kinder zu reiferem Alter gelangt sind, wird als Werkzeug auserkohren, um das Orakel zu fragen. Dieser wählt nun eine Stelle in der Nachbarschaft aus, die vom Winde geschützt ist, reißt alles Gesträuch und alles Farnkraut auf derselben aus, und bringt jetzt eben so viele Pfähle von gleicher Höhe herbei, als es Volksstämme sind, die gegen einander in Krieg ziehen wollen. Ist es nun völlig windstill geworden, so steckt er die Pfähle in zwei Reihen, einander genau gegenüber, in die Erde, indem diese beiden Reihen die Schlachtlinie bedeuten soll, und jedem einzelnen Pfahl giebt er den Namen des streitenden Stammes. Ist er mit diesen Vorkehrungen fertig, so murmelt er ein paar unverständliche Gebete her, stellt sich in einiger Entfernung auf und giebt nun genau Acht, was der Wind unter seinen aufgestellten Soldaten anrichtet. Kommt nun der Wind von einer Seite her, von welcher die, das feindliche Heer vorstellenden, Pfähle zurückgedrängt oder umgeworfen werden, so ist dies ein gewisses Zeichen, daß seine Partei siegen wird. Ebenso wird auch die Richtung, in welcher die Pfähle fallen, für bedeutungsvoll gehalten. Wie natürlich, wird mit solchem Beginnen großer Betrug gespielt. Der Mann, der die Ceremonie verrichtet, weiß die Pfähle auf eine Weise in den Boden zu stecken, daß sie nach seinem Wunsche stehen oder fallen müssen. Auch kann man auf Neuseeland zum Voraus ziemlich genau bestimmen, von welcher Seite zu gewissen Zeiten der Wind herkommen wird.

Auch die Neuseeländer, wie alle andern unwissenden Völker, sind gewohnt, sich die albernsten Gespenstergeschichten zu erzählen, und mit voller Zuversicht an diese Erzählungen zu glauben. Selbst die muthigsten Krieger fürchten sich ungemein, bei Nacht außerhalb ihrer Hütte zu sein, und glauben immer etwas zu sehen oder zu hören, was ihnen Unglück bereitet. Ein Reisender eilt so gut er kann, um vor Untergang der Sonne ein Dorf zu erreichen, und die Stunden der Nacht in der Gesellschaft Anderer zuzubringen; auch sind es gewisse Jahreszeiten, in denen die Furcht vor Nachtgespenstern sie mehr beunruhigt, als zu anderer Zeit. In solchen Zeiten werden sie es kaum wagen, selbst am hellen Tage so weit sich hinaus zu verlieren, daß sie ihr Dorf nicht mehr sehen, oder die Stimme ihrer Freunde nicht mehr hören können. Ueberhaupt treibt sie zu jeder Zeit eine unnennbare Furcht umher, die sie weder von sich abzuhalten, noch zu erklären vermögen. Bald sagen sie, sie fürchten einem Sklaven auf dem Wege zu begegnen, der davon gelaufen sei, und jetzt hinter dem Busche liege, um sie zu ermorden, obgleich seit Menschengedenken nie der Fall vorgekommen ist, daß ein entlaufener Sklave so etwas gethan hätte; bald schreiben sie diese Angst ihrer Seele der Zauberkraft zu, und fürchten, es möchte ihnen Jemand auf dem Wege begegnen, der durch geheimnißvolle Zaubermittel ihnen das Leben nähme. Auf diese Weise bestätigt sich auch auf Neuseeland, daß der Mensch durch Furcht des Todes im ganzen Leben auf irgend eine Weise in Knechtschaft sich befindet, so lange er nicht durch den Glauben an den Sohn Gottes die Erlösung gefunden hat. Noch viel größer sind ihre Besorgnisse, wenn sie sich genöthigt sehen, auf ihren Booten sich ins Meer hinaus zu wagen. Wird eins derselben von den Wellen umgeworfen, so hat dies Unheil ein Seeungeheuer, der Meeresgott Taniwa, gethan, der im Zorn das Schiff aufgehoben und umgestürzt hat. Hat einer etwas angerührt, was er nicht sollte, oder ist er über ein tabuirtes Stück Landes hinweggegangen, so ist er in beständiger Angst vor dem Zorne des Taniwa, und wird es nimmermehr wagen, auf die See hinaus zu gehen, weil er in solchem Falle des Verlustes seines Lebens gewiß ist. Diese Besorgniß ist so groß und allgemein, daß bisweilen die bedeutendsten Unternehmungen eingestellt, oder auf lange Zeit verschoben worden sind, um dem Zorngerichte des vermeintlichen Meeresgottes zu entfliehen.

Das starke Gefühl der Mutterliebe.

In Paris häufte sich in den letzten Zeiten das Aussetzen neugeborner Kinder, welche dann in die Findelhäuser aufgenommen werden mußten, so sehr, daß man sich endlich der großen Ueberfüllung wegen entschloß, dieselben in entlegenen kleinen Provinzialstädten unterzubringen. Ehe diese Maaßregel aber executirt werden konnte, meldete sich eine überraschend große Menge von Müttern, welche nicht den Gedanken ertragen konnten, daß ihr so lange in dem Findelhause mehr oder weniger zugängliches oder auch nur zu beobachtendes Kind, dessen allmäliger Entwickelung sie folgen konnten, spurlos in der Provinz verloren gehen sollte. Die Mutterliebe überwand den Leichtsinn und die falsche Scham; sie bekannten sich zu ihren Kindern, damit dieselben ihnen nicht ganz verloren gingen.

Diese Erfahrung veranlaßte eine andere härtere Maaßregel. In dem ungeheuren Paris giebt es viele Tausend armer Mütter, welche ihre Kinder nicht zu ernähren im Stande sind, und die deshalb entweder von der Präfectur zur dürftigen Erhaltung der Kinder eine monatliche Geldunterstützung bekommen, oder deren Kinder bei andern Leuten in Kost und Pflege gegeben wurden.

Diesen Müttern wurde nun angekündigt, daß ihre Kinder künftig gänzlich entfernt von ihnen in der Provinz erhalten werden sollten. Aber mehr als die Hälfte erklärte sich nicht von den Kindern trennen zu wollen, lieber jeder Unterstützung zu entsagen und in Noth und Elend mit ihnen verbunden bleiben zu wollen. Sie konnten in ihrer bittern Armuth sich der Last der Erhaltung ihrer Kinder entledigen, aber das heilige Muttergefühl war zur Ehre der Menschheit selbst in dieser niedern Klasse bei den Meisten stärker, als jede andere Rücksicht; selbst die Stimme der Noth verstummte vor dem Götterfunken, den die ewige Vorsehung in ihre Brust gesenkt hatte. Sie unterwarfen sich, wenn auch zerrissenen Herzens der für das allgemeine Beste berechneten Nutzensmaaßregel.

Einer der gelehrtesten Männer Deutschlands, der nicht zugeben will, daß der Nutzen allein Bürge für die Vortrefflichkeit irgend einer Maaßregel oder für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft sei, läßt sich hierüber auf folgende Art aus:

So lange der Begriff des Nutzens (wie seit Jahrtausenden) ein Verhältnißbegriff bleibt, der seine näheren Bestimmungen von anderen und höheren Begriffen, und Frischungen empfängt, kann ihm kein Vernünftiger seinen Werth und seine Bedeutung absprechen, als unumschränkter Monarch auf den Thron gesetzt, zerstört er das, was er ehren und erhalten sollte. Und wo wollt ihr Utilitarier (ein schreckliches Wort) dann stehen bleiben, bei eurer Reformation oder eurem Berufe? sobald ihr auf dieser Bahn folgerecht fortschreitet, und die Entwickelung der Sprache der Gedanken, der Gefühle bei Seite wirft, um das Götzenbild des sogenannten **Nutzens** allein anzubeten? Es genügt nicht diesem **Moloch** allerlei Kuchen in den Hals zu werfen, er frißt mit hastiger Gier Kirchen, Schulen, Bibliotheken, Gemäldesammlungen, ja selbst Steine, sobald sie nur durch die Hand eines Künstlers gegangen sind. ꝛc.

Glücklich unser Preußisches Vaterland unter dem Scepter des weisesten und väterlichsten Königs, wo das nothwendige Utilitätssystem mit der nothwendigen Achtung für die höheren Interessen der Menschheit überall Hand in Hand geht, und gewiß kein Mutterherz durch die Alternative zerrissen wird, entweder das Kind, oder die dürftige Unterstützung für dasselbe zu verlieren.

.......s.

Kunst.

(Eingesandt.)

Das Dampfboot hat es stets für eine Hauptaufgabe angesehn, frühzeitig und angelegentlich auf alles dasjenige hinzuweisen, was als eine auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst interessante Erscheinung in unsrer Gegend angesehen werden darf, und dies um so mehr, je mehr das Fremde, oft so Werthlose, jedoch von bedeutendem Rufe Begleitete, dem Einheimischen, oft unendlich Werthvollern vorgezogen zu werden pflegt. In diesem Sinne sieht es sich veranlaßt, die Freunde der echten Liederkomposition, der einfachen, wahrhaft gemüthlichen, auf eine in den nächsten vierzehn Tagen hier erscheinende **Sammlung von Liedern**, komponirt von **F. H. Truhn** aufmerksam zu machen. Der junge Künstler hat aus der reichen Sammlung seiner Lieder, denen schon auswärts öfter und mit Recht besondere Auszeichnung

zu Theil geworden, für dieses Heft sechs Lieder ausgewählt, von denen wir nach genauer Durchsicht die Versicherung geben können, daß sie sich unzweifelhaft den Beifall der Musikfreunde erwerben werden. Während die Kompositionen unter einander sehr verschieden sind, je nachdem die Stimmung ist, aus der die einzelnen Gedichte hervorgegangen, und als deren treuer Ausdruck sie erscheinen, so kommen sie alle in ihrem rein melodiösen Charakter und in der durchaus leichten Ausführbarkeit, sowohl hinsichtlich des Gesanges als der Begleitung überein. Beides empfiehlt sie daher besonders und wird sie auch denen, die oft durch den größern Stimmumfang, den so manche neuere Lieder fordern, oder durch die Schwierigkeiten der Begleitung abgeschreckt werden, um so willkommner erscheinen lassen. In Beziehung auf die einzelnen Lieder selbst (es sind folgende: 1) Abschied: ihr lieben Lerchen guten Tag u. s. w. 2) Auf der Wanderung: „zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ u. s. w. 3) Aus den Bildern des Orients: „den jungen Freiheitsmorgen“ u. s. w. 4) Klärchens Lied: „Freudvoll und leidvoll“ u. s. w. 5) Schifferliedchen: „durch die Wellen, durch die Wogen“ u. s. w. 6) Lied aus Twelfth night von Shakespeare: „süßer Tod, komm senk mich nieder“ u. s. w.) bemerken wir nur, daß No. 1 u. 2 als gemüthliche deutsche Lieder ausgezeichnet genannt werden können, wie sie denn auch überall, wo man sie gehört, den ungetheiltesten Beifall sich gewonnen haben; No. 4 u. 6 beweisen, wie der Verfasser Sehnsucht der Liebe und tiefe Schwermuth wahr aufzufassen und in Tönen wiederzugeben vermag. Besonders verdient, in Beziehung auf Klärchens oft komponirtes Lied: „Freudvoll und leidvoll“ bemerkt zu werden, daß es dem Komponisten gelungen ist, bei richtiger melodischer Deklamation dennoch dem Ganzen durchgehende Einheit des Charakters zu geben, und auf solche Weise die beiden Abwege glücklich zu vermeiden, auf die Reichardt gerieth, wenn er bloße Melodie wählte, und Beethoven, wenn er bloße Accentuation sich zur Aufgabe stellte. Das Shakespearsche Lied ist, wie das tiefste, so vielleicht das genialste der Sammlung, und wenn gleich No. 3 u. 5 den übrigen nach unsrer Ansicht nicht gleichkommen, so wird es auch ihnen gar bald nicht an Freunden fehlen.

A.

Theater.

Montag: der Seeräuber, Oper von Bellini. Ein Meisterwerk wie dieses muß man erst zweimal hören, ehe man darüber ein genügendes Urtheil fällen kann. Die Musik ist Bellini's würdig; wenn sie hinter derjenigen zu Romeo und Julie zurücksteht, so ist sie doch den Puritanern vorzuziehen; der Schmerz der unglücklichen Liebe scheint aus dem ganzen Tongemälde hervorzuleuchten. Es ist eine Weiche, eine Schwermuth in den Melodien, die den Komponisten noch selbst da begleitet hat, wo er ein Trinklied schaffen wollte. — Zu den Glanzpunkten gehört wohl das Duett zwischen der Imogene und Gualtiero No. 7. das Terzett von Ernesto, Imogene und Gualtiero im Finale des ersten Akts, das Duett zwischen Ernesta und Imogene No. 14., das Chor der Seeräuber No. 5. und dasjenige der Damen beim Anfange des zweiten Aufzugs.

Die Fabel des Stücks ist weniger ansprechend, besonders wenn man kein Textbuch zur Hand nimmt und die Geschichte genau verfolgt; ein solches darf bei einer ganz durch komponirten Oper nicht fehlen, wenn auch die Sänger ziemlich verständlich singen. Es ist eine Eigenthümlichkeit der großen italienischen Opern (opera seria), daß die Fabel in der Regel wenig Mannigfaltigkeit darbietet, denn dem Italiener steht die Musik so hoch, daß er den Text nur als Rahmen des Gemäldes betrachtet, und darauf nichts giebt, auch würde eine Intrigue, die der Dichter darin durchführte, das Tonstück zu lang machen; indessen ist hier die Geschichte noch besser, wie in vielen andern; diesem Vorzug, welchen sich die Musik anmaßt, ist es auch zuzuschreiben, wenn das Personal ohne Handlung bei den Ritorneles dasteht, welches uns sehr auffällt, die wir an der lebendigen Handlung in den französischen Opern gewohnt sind; auf jeden Fall hätten die jungen Damen überall mehr Antheil an der Handlung nehmen, und bei den rührendsten Scenen nicht bloß wie bunte Puppen dastehen sollen. Es muß uns die herrlichr Musik für den Verlust an der Fabel schadlos halten, daher wird aber auch eine Bellinische Oper nicht leicht der großen Menge gefallen, sondern nur dem wahren Musikliebhaber und Kenner einen hohen Genuß bereiten.

Die Aufführung gelang ausgezeichnet gut, das

Hierzu Schaluppe No. 15.



Schaluppe № 15. zum Danziger Dampfboot № 17.

Am 9. Februar 1837.

Orchester war tüchtig eingespielt, die Chöre gut eingeübt und die Solosänger und Sängerinnen haben sich selbst übertroffen. Fr. v. Zieten hat mit der größten Anstrengung die angreifende Parthie der Imogene durchgeführt, und gezeigt, daß sie Kraft und Anmuth in der Stimme besitzt, und hiemit eine Schule verbindet, wie sie nicht viele Sängerinnen haben. Das Publikum hätte ihr wohl lebhafter seinen Dank für ihre Leistung erkennen geben sollen, wie es geschah, denn sie verdiente dieses Anerkenntniß mit Recht. Wurde in der vorigen Nummer d. Bl. gesagt, daß es der hiesigen Bühne an einer ersten Sängerin fehle; so ist darunter nur: einer jugendlich ersten Sängerin zu verstehen. — Hr. Köhler war sehr gut bei Stimme und sang mit vielem Gefühl, nicht minder Hr. Fischer. — Kurz die Darstellung dieser Oper gewährte einen hohen Genuß, den aber leider nur eine geringe Anzahl von Zuhörern mit dem Referenten theilte. — Was soll aus unserer Bühne werden, wenn auch eine Bellinische Oper von diesem Werth das Publikum nicht mehr anzieht? ist denn mit der Schaulust, auch unser Kunstsinn gänzlich gesunken? —

Herr Musikdirector Girschner wird zu seinem Benefiz eine Oper von seiner Komposition auf die Bühne bringen, welche rücksichtlich der Fabel des Stücks das Publikum mehr befriedigen wird, wie der Seeräuber. Es ist seine Undine! — Hoffmann hatte eine Undine gedichtet und komponirt, welche mit mäßigem Beifall aufgeführt wurde, und bei dem Brande des Schauspielhauses zu Grunde ging; sie ist nicht wieder hergestellt worden, weil die Decorationen zu viel kosteten, und die Oper selbst nicht einen so großen Werth hatte, jetzt hat man den anziehenden Stoff zum Ballet benutzt, aber es hat nicht gefallen. Girschners Undine ist von dem bekannten Fouqué gedichtet und in Berlin mehrfach in Konzerten mit dem ungetheiltesten Beifall aufgeführt worden. Der Umstand, daß wir drei Dichtungen über denselben Gegenstand haben und daß das Mährchen, aus welchem sie entstanden sind, häufig gelesen wird, zeigt, daß der Stoff höchst interessant sein müsse, und da wir schon sehr liebliche Kompositionen von Girschner gehört haben, so wird unsere Erwartung nicht wenig auf dieses Kunstwerk gespannt, welches bei uns zum ersten Mal über die Bretter gehen und sich von hier aus die Bahn auf andere Bühnen brechen soll.

Kr.

Die bevorstehende Maskerade.

(Verspätet.)

Die fröhliche Fastnacht ist da! Welch ein buntes Getümmel ist heute nicht in den südlichen und westlichen Ländern, besonders aber in den Hauptresidenzen des Fürsten Karnevall und der Prinzessin Venetia, nämlich in Köln und Venedig. Bei uns kalten und ernsten Nordländern scheint aber jeder Sinn für eine laute und allgemeine Fröhlichkeit erstorben zu sein, unsere Heiterkeit spricht sich nur bei der Tafel und dem Kartentische aus, und es wird uns überall schwer, uns selbst in eine frohe Stimmung zu versetzen, noch schwerer Andere mit uns froh zu machen. Doch könnten wir es einmal versuchen, ob unser Blut nicht eben so rasch und leicht wie bei unsern Nachbarn im Süden und Westen fließen möchte, und hiezu bietet die am Sonnabend im Schauspielhause stattfindende Maskerade eine erwünschte Gelegenheit dar. Eine Maskerade gehört zu den angenehmsten Vergnügungen die es giebt, weil der Schmuck der Kleider das Auge ergötzt, und die unkenntlich machende Hülle, dem Witz und der Schalkheit einen reichlichen Stoff sich zu äußern darbietet. Es gehören dazu aber Charaktermasken, und denn, daß die Maske ihrem Charakter gemäß handelt und spricht. Möchte doch unsere lebenslustige junge Welt an jenem Tage einmal ihren Frohsinn äußern, so werden die Alten mit ihnen jung werden. Es kömmt nur darauf an, daß einige Gesellschaften sich bilden, um den Maskenball glänzend zu machen; der Frohsinn ist ansteckend, bald wird die Neigung sich weiter verbreiten und wir werden — was hier lange nicht

der Fall gewesen ist, eine frohe und ansehnlich besuchte Maskerade haben. — Wie man hört, sollen sich zu diesem Zweck schon mehrere Gesellschaften vereinigt haben. Kr.

Kajütenfracht.

Von unserm Elbinger Korrespondenten, der uns die Nachricht von dem Brande der Pollackschen Zuckerfabrik in Königsberg, gleich nach Eingang derselben in Elbing mittheilte, erhalten wir jetzt die berichtigende Mittheilung, daß die damals dort verbreitet gewesene erste Nachricht über denselben sehr entstellt gewesen, und dahin zu berichtigen sei: daß das Feuer Nachmittags 4 Uhr, einzig und allein auf einem zur alten Zuckerraffinerie gehörigen Boden ausgebrochen, daß sämmtliche Gebäude der alten Fabrik gänzlich in Asche gelegt worden, die neue Dampfmaschine aber nur bedeutenden Schaden gelitten habe, und die Gebäude mit Inbegriff des großen stehengebliebenen Wohnhauses, nur in Königsberg selbst, und zwar mit überhaupt 18000 Thlr. versichert gewesen sein, wogegen die neue Fabrik gar nicht versichert ist.

Redakteur: Wilhelm Schumacher. Verlag von Fr. Sam. Gerhard.
Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.